

MATTHEW SULLIVAN
Der Tod kommt nach Mitternacht



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Seit einem traumatischen Ereignis in ihrer Kindheit ist die 30-jährige Lydia Smith auf der Flucht vor ihrer Vergangenheit. Ein Job in einer kleinen Buchhandlung scheint ihr einen sicheren Hafen zu bieten, doch dann wird Joey, einer ihrer Lieblingskunden, tot zwischen den Regalen gefunden, er hat sich erhängt. In seiner Jackentasche steckt ein Foto von Lydias 10. Geburtstag. Aus der Zeit, als sie noch Lydia Gladwell hieß. Als sie noch nicht »die kleine Lydia« war, die die Medien als einzige Überlebende des »Hammermann-Massakers« landesweit bekannt gemacht haben. Doch damit nicht genug. Wenig später erfährt die überraschte Lydia, dass sie Joeys spärliche Hinterlassenschaften, vor allem Bücher, erbt. Doch aus der Überraschung wird Entsetzen, als sie sieht, dass in die Buchseiten kleine Sichtfenster geschnitten wurden, verschlüsselte Hinweise, wer Joey in den Tod getrieben hat. Lydia versucht, das Rätsel zu entschlüsseln, und ahnt nicht, dass durch Joeys Tod längst eine Kettenreaktion in Gang gesetzt wurde, die sie an den dunkelsten Punkt ihrer eigenen Vergangenheit führt ...

Autor

Matthew Sullivan hat in verschiedenen Buchläden gearbeitet und ist heute als Dozent für Kreatives Schreiben, Literatur und Film tätig. Nachdem er bereits mehrere preisgekrönte Kurzgeschichten veröffentlicht hat, legt Sullivan nun mit »Der Tod kommt nach Mitternacht« sein vielbeachtetes Romandebüt vor. Er lebt mit seiner Familie in Washington.

Matthew Sullivan

Der Tod kommt
nach Mitternacht


Kriminalroman

Deutsch von
Christine Heinzius

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Midnight at the Bright Ideas Bookstore« bei Scribner.
An imprint of Simon & Schuster, Inc. New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2018

Copyright © 2017 der Originalausgabe by Matthew Sullivan

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

All rights reserved

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Friederike Arnold

An · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48413-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



... alle Wörter sind Masken, und je hübscher sie sind,
umso mehr sollen sie verbergen.

Steven Millhauser, *August Eschenberg*

Wir machen immer da weiter, wo wir aufgehört haben.
Schließlich gehöre ich hierher.

Walker Percy, *The Moviegoer*

Kapitel 1

Lydia hörte in der Ferne das Flattern von papiernen Flügeln, als das erste Buch vom Regal fiel. Sie schaute von der Kasse auf und legte den Kopf schief. Wahrscheinlich war mal wieder ein Spatz durch ein offenes Fenster geflogen und kreiste auf der Suche nach einem Weg hinaus durch die luftigen oberen Stockwerke des Ladens.

Ein paar Sekunden später fiel noch ein Buch herunter. Dieses Mal war ein dumpfer Aufprall zu hören, kein Flattern, also kein Vogel.

Es war kurz nach Mitternacht, der Buchladen schloss gleich, und die letzten Kunden gingen gerade. Lydia war allein an der Kasse und scannte einen Stapel Elternratgeber ein, die ein Mädchen mit narbigen Wangen und rauen Lippen im Teenageralter kaufte. Sie bezahlte bar, und Lydia lächelte sie an, aber fragte nicht, was sie freitags nachts allein so spät noch in einem Buchladen machte, fragte nicht, wann der Geburtstermin war. Als das Mädchen das Wechselgeld eingesteckt hatte, sah sie Lydia für einen Moment in die Augen, bevor sie rasch und ohne ein Lesezeichen den Laden verließ.

Ein weiteres Buch fiel, definitiv irgendwo oben.

Einer von Lydias Kollegen, ein Typ mit dünner werdenden Haaren namens Ernest, der wie eine Muppetfigur ging, aber immer traurig aussah, stand an der

Eingangstür und ließ die letzten Kunden hinaus nach Lower Downtown.

»Hörst du das?«, fragte Lydia vom anderen Ende des Ladens, aber ihre Stimme war zu leise, und Ernest hatte sowieso zu tun. Sie beobachtete ihn, wie er die Tür, die er gerade abgeschlossen hatte, wieder aufschloss, um ein Paar hereinzulassen, das gefeiert hatte und betrunken schien.

»Sie müssen pinkeln«, sagte Ernest und sah schulterzuckend zu Lydia.

Draußen standen noch ein paar schmutzige Bücherfrösche auf dem Bürgersteig, machten die Reißverschlüsse ihrer Rucksäcke und Jacken zu und tranken aus den großen Wasserflaschen, die sie in der Toilette aufgefüllt hatten. Einer hatte einen billigen Krimi in seine Gesäßtasche gestopft. Ein anderer hatte einen Bleistift mit einem Faden an seiner Gürtelschlaufe befestigt. Einer nach dem anderen schlurfte ins Stadtzentrum, um in einem schäbigen Keller in Capitol Hill oder auf einer Bank in der Union Station oder in der feuchten Kälte auf den Straßen Denvers die Nacht zu verbringen.

Lydia hörte wieder ein Flattern. Eindeutig ein fallendes Buch, schnell gefolgt von weiteren: *flutter-flutter-flutter*. Sonst war es ruhig im Laden.

»Ist oben noch jemand?«, fragte sie Ernest.

»Bloß Joey«, sagte er, während er die Ecke mit den Zeitschriften und Broschüren fixierte, neben der Toilette, in der das betrunkene Pärchen gerade verschwunden war. »Glaubst du, die vögeln da drin?«

»Weiß er, dass wir geschlossen haben?«

»Joey?«, fragte er. »Man weiß nie. Er hat übrigens vorhin nach dir gefragt. Das war wahrscheinlich das längste Gespräch, das wir je hatten. *Ist Lydia da?* Ich war gerührt.«

Meistens folgte Lydia Joey. Er setzte sich entweder an einen Ecktisch im Café oder auf die alte Kirchenbank in der Abteilung Spiritualität oder unter den Geschichtenbaum bei den Kinderbüchern. Sie wollte wissen, was er las und wie es ihm ging und ob er ein paar kleine Jobs hatte ergattern können. Sie hatte eine Schwäche für den Kerl. Aber heute Abend war nach dem Abendessen so viel im Laden zu tun gewesen, dass sie nicht nach ihm geschaut hatte.

»Lyle ist bei ihm, oder?«, sagte Lydia. Obwohl Jahrzehnte zwischen ihnen lagen, waren Joey und Lyle praktisch unzertrennlich wie zwei Hälften eines cleveren und unbeholfenen Tiers.

»Kein Lyle. Heute Abend nicht. Das letzte Mal habe ich Joey allein in der Geschichtsabteilung gesehen. Er hatte Klebeband um seine Finger.«

»Um seine Finger?«

»Wahrscheinlich hat er sich geschnitten oder verbrannt und dann mit Tempos und Klebeband einen Verband gebastelt.« Ernest sah auf seine Uhr. »Er ist doch kein Crackhead, oder? Die verbrennen sich ständig die Finger.«

Lydia hörte noch ein Buch flattern. Der Laden umfasste drei riesige Stockwerke, und wenn es ruhig war wie jetzt, hallten die Geräusche wie in einer Halle wider. Sie stellte sich Joey vor, wie er da oben ganz allein Bücher warf, ein Wahrsagewurf, Bibliomantie genannt,

vielleicht das I-Ging. Sie war diejenige, die Überstunden machen musste, um sie wieder einzuräumen.

»Kannst du die Kasse für mich machen?«

»Verdammtes Pärchen«, sagte Ernest und ging zur Kasse, ohne den Blick von den Toiletten zu wenden.

»Die vögeln da drin.«

Lydia ging zur breiten Treppe, die wie ein dickes Rückgrat durch das Gebäude verlief. Ernest hatte oben schon die meisten Deckenlampen ausgeschaltet, daher fühlte es sich so an, als stiege sie in einen düsteren Dachboden.

»Joey?«

In der zweiten Etage war es ruhig, Regale um Regale voller Bücher. Sie ging weiter in die dritte.

»Joey?«

Joey war der jüngste der Bücherfrösche und mit Abstand Lydias Liebling. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie oder ein Kollege zur Schließzeit Joey entdeckte, wie er Bücher von den Regalen warf, auf der Suche nach einem Titel, der vielleicht, vielleicht auch nicht existierte. Sein glänzendes Haar fiel ihm über die Augen, und er trug schwarze Jeans und einen schwarzen Strickpulli mit tiefem Ausschnitt, sodass ein Stück seiner tätowierten Brust zu sehen war. Der Holzboden um seine Füße war übersät mit Büchern, die so breit gefächert waren wie seine Gedanken: Bigfoot-Sichtungen und die Notenbank, Freimaurer-Riten und Chaostheorie. Er war ein gebrochener, junger Mann, dachte Lydia oft, gehetzt, aber harmlos, eine Staubmaus, die durch die Ladenecke wehte.

Sie mochte es, wenn er da war.

»Joey?«

In der dritten Etage war es dunkel und friedlich. Lydia ging an dem bekannten Gewirr aus hohen Holzregalen entlang und in die unterschiedlichen Nischen und Abteilungen, in jeder stand ein Stuhl oder ein Sofa, ein Tisch oder eine Bank: Psychologie, Selbsthilfe, Religion, Reise, Geschichte.

Etwas quietschte.

»Letzter Aufruf, Joey.«

Als sie die Abteilung Geschichte des Abendlandes betrat, merkte sie, wie ihre Augen das ausblenden wollten, was sie sah: Joey, der in der Luft hing und wie ein Pendel schwang. Ein langes Band war um einen Deckenbalken geschlungen und um seinen Hals. Lydia zuckte vor Schreck zusammen, aber anstatt wegzurennen, lief sie auf Joey zu und umarmte seine schlaksigen Beine, versuchte, ihn herunterzuhieven. Sie hörte einen Schrei durch den Laden gellen und registrierte, dass es ihr eigener war.

Als Lydia ihr Gesicht an Joeys Oberschenkel presste, merkte sie, dass seine Jeans vom Urin warm war. Etwas in seiner Hose roch nach Schokolade, und sie vermutete, dass es geschmolzene Küsse waren aus der Schüssel auf der Theke im Café. Seine Hände waren zu Fäusten geballt, und sie sah das Klebeband an seinen Fingerspitzen, aber sie schaute nicht noch einmal nach oben, zu den hervorgetretenen Augen, den blauen, geschwollenen Lippen oder der schaumigen Spucke, die sein Kinn herabließ.

Lydia betrachtete den Bücherfriedhof, der zu Boden geflattert war, als Joey das Regal hinaufgeklettert war.

Einige Bücher waren aufeinandergestapelt, damit er die Füße darauf stellen und das Seil um den Dachbalken legen konnte, manche waren umgefallen, als er gestrampelt hatte, weil er doch nicht sterben wollte. Inzwischen hatte sie ihre Hände hinten auf seine Oberschenkel gelegt und versuchte, ihn hochzuheben, aber ihre Turnschuhe rutschten auf dem Holzboden aus, und jedes Mal, wenn sie ausglitt, zog sich die Schlinge fester zu. Sie hatte anscheinend aufgehört zu schreien, denn plötzlich verschlang eine dröhnende Stille alles.

In dem Moment entdeckte sie ein paar Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt ein zusammengefoldetes Foto in Joeys Vordertasche, ein Foto von ihr. Lydia.

Als Kind.

Kapitel 2

»Lydia?«

Ernest eilte die Treppe hinauf.

»Wo bist du?«

Lydia zog das Foto aus Joeys Jeans. Darauf war sie zehn, trug krause Zöpfe, eine blaue Cordjacke und blies die Kerzen auf einem Schokoladenkuchen aus.

»O Gott!«, hörte sie Ernest sagen, als er um die Ecke kam. »Hey, Joey, komm schon, komm schon, Mann, Joey, nicht ...«

Im schwachen Licht des Buchladens, im Gestank von Joeys Tod, mitten im Gewirr der vielen Regale steckte Lydia das Foto in ihre Gesäßtasche und versuchte, einfach nur zu atmen. Ernest – der verantwortungsvolle Ernest, der noch vor ein paar Augenblicken unten das Wechselgeld gezählt und die Toilette des Bright Ideas vor geilen Clubbesuchern geschützt hatte, der vor fünf Jahren, in einem früheren Leben, im Golfkrieg durch Sandstürme gefahren war, zog einen Hocker heran, sprang darauf und rief etwas wegen eines Krankenwagens. Lydia machte einen Schritt zurück und merkte, dass das betrunkene Paar aus der Toilette jetzt hinter ihr stand. Sie umarmten einander, und sie trat versehentlich auf den Fuß der Frau in den hochhackigen Schuhen und flüsterte: »Entschuldigung«, und die Frau sagte: »Macht nichts«, und beide begannen zu weinen.

Als jemand die Hand auf ihre Schulter legte, schüttelte Lydia sie ab.

»Bewegt er sich? Hat jemand gesehen, dass er sich bewegt?«

In das lange Nylonband, das Joey von einem Transport- oder Gerätewagen abgemacht hatte, war eine Sperrvorrichtung eingebaut. Als Ernest sie hoch über seinem Kopf löste, spulte das Band sich wie eine zischende Peitsche ab, und Joey fiel zu Boden.

Alles war still. Niemand versuchte, ihn zu bewegen, eine Herzmassage oder Beatmung. Joey war offensichtlich hinüber.

Draußen auf der Straße vor der Tür hupte jemand, und das Schild der Union Station leuchtete rot zum Fenster herein. Lydia fühlte, wie sich ihr Magen zusammenzog, da war etwas Hartes, etwas viel Entsetzlicheres als Trauer oder Schock, und sie kniete sich hin und hob die Bücher auf, die Joey mit den Füßen umgestoßen hatte. Sie räumte sie in die Regale, weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte. Bücher, die zu weit nach hinten geschoben waren, zog sie nach vorne, und Bücher, die zu weit vorne standen, schob sie nach hinten. Eine ältere Frau mit einer dicken Brille, die Teilzeit im Laden arbeitete, ergriff Lydia am Ellbogen und führte sie zu einem Sofa in der Selbsthilfeabteilung, wo sie auf die Polizei wartete, außer Sichtweite von Joeys Leiche.

Nachdem sie vom diensthabenden Beamten befragt worden war und mit einem Mantel aus der Fundgrube über ihren Knien eine Tasse Grüntee getrunken hatte, ging Lydia nach draußen und beobachtete, wie Joeys

Leiche in einem Sack auf einer Krankenliege in einen Krankenwagen geschoben wurde. Sie lehnte ein paar Angebote ab, nach Hause gefahren zu werden, und nahm einen langsamen Bus die Colfax Avenue hinauf, wo sie in Ruhe Joeys Foto betrachten konnte.

Draußen zog die nächtliche Stadt vorbei, Straßenlaternen und Neonschilder, die über Nudelläden und Cantinas leuchteten, die Fastfood- und Porno-Shops, die Basilika und der Mormonentempel, die Perückengeschäfte und Friseursalons. Sie fuhr am Diner mit Kaffee für fünfundsechzig Cent vorbei und an der Reinigung mit dem Keramikbuddha im Schaufenster. Leute mit Kapuzen über dem Kopf tranken aus Pappbechern, und zwei Nonnen schoben einen Einkaufswagen voller Decken vor sich her. Sie liebte es, im Colfaxbus durch die Schlaglöcher und an den Menschen vorbeizufahren.

Als sich der Bus ein bisschen geleert hatte, nahm sie das Foto aus ihrer Gesäßtasche. Ihre Hände waren feucht, und sie hatte das Gefühl, durch einen Strohhalm zu atmen.

Lydia konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal ein Kinderfoto von sich betrachtet hatte, und sie war sich ziemlich sicher, dass sie es noch nie gesehen hatte. Die wenigen Schnappschüsse ihrer Kindheit waren so tief in ihrem Kleiderschrank verborgen, dass sie nicht mehr wusste, ob sie überhaupt noch existierten. Wirklich völlig absurd, dass Joey dieses Foto besessen hatte! Es war bei dem einzigen Geburtstagsfest gemacht worden, das sie je gefeiert hatte, vor zwanzig Jahren, in einem kleinen Bungalow jenseits der Colfax Avenue, wo

sie ihre frühe Kindheit verbracht hatte, bloß ein oder zwei Meilen östlich von hier. Das Bild war vergilbt. Selig beugte die zehnjährige Lydia sich über ihre Geburtstags-torte mit den Kerzen. Sie konnte kaum glauben, dass ihr Dad es geschafft hatte, ihr krauses schwarzes Haar zu festen Zöpfen zu flechten, und noch weniger, dass *sie* dieses fröhliche, kleine Mädchen war. Aber sie war es zweifellos: die großen, braunen Augen, die blaue Cord-jacke, die schiefen gelben Knöpfe. So vieles war noch nicht geschehen.

Obwohl Lydia den Bildausschnitt dominierte, waren zwei weitere Kinder auf dem Foto zu sehen, ihre einzigen Freunde in der vierten Klasse. Raj Patel saß rechts von ihr, er trug einen hellblauen Overall mit silberfarbenen Schnallen und schaute mit einem bewundernden Lächeln nicht auf den Kuchen oder die Kamera, sondern auf Lydia, das Geburtstagskind. Carol O'Toole saß zu ihrer Linken, aber es war nur der verschwommene Kranz ihrer orangeroten Haare zu erkennen. Die Bildkomposition war merkwürdig schief, und Krepp-papierschlängen verliefen im Zickzack durch das Foto. Lydias Vater hatte wohl versucht, sie alle drei aufs Bild zu bekommen, während Carol vom Zuckerguss naschte. Es hatte nicht geklappt.

Ihr Magen zog sich zusammen. Die vierte Klasse, dachte sie, das Jahr, in dem sie und ihr Vater Denver verlassen hatten, geflohen waren; einen Monat oder zwei nachdem dieses Foto entstanden war, direkt aus dem Krankenhaus in die Berge, ohne sich bei irgendwem zu verabschieden.

Der Bus blieb in Capitol Hill ruckelnd stehen. Lydia stieg aus und ging den Rest zu Fuß nach Hause.

In ihrer Wohnung im zweiten Stock war David noch wach. Er hockte am Küchentisch, trug eine Stirnlampe und bastelte an einem Computermotherboard. Neben ihm lagen ein Lötkolben und eine kleine Drahtspule. Auf der Arbeitsfläche dahinter stapelten sich schmutzige Schüsseln und Schneidbretter, daneben Knoblauchschalen, ein Glas Oliven, eine Zitronenreibe und der Stiel einer Artischocke. Das Zimmer roch nach Lötpaste und Brathuhn, und Lydia hörte Cobain aus den Kopfhörern um seinen Hals. Es war mitten in der Nacht, aber David verhielt sich, als sei es mitten am Tag, und sie merkte, dass dieser Abend mal wieder für ein Projekt draufgegangen war, das jetzt in Einzelteilen auf dem Tisch lag. Er drehte seinen Kopf leicht, als sie hereinkam, bevor er seinen Blick wieder auf die winzigen Schaltkreise vor sich heftete.

»Lass mich das nur schnell ...«

Sie küsste ihn auf die Schläfe. Vor fünf Jahren hatte sie sich in ihn verliebt, in einen Typen, der einen Fernseher lieber auseinandernahm, als davor Chips zu futtern. David war nicht perfekt, das wusste sie, und manchmal nervten sie die Computerkabel und alte Festplatten, die sich auf einem Regal in ihrem Schlafzimmer stapelten, oder das alte Skateboard mit der Kiste Rollen und Kugellager, das seit vier Jahren ungenutzt unter ihrem Bett stand, oder das signierte Broncos-Poster, das man nicht neben das Badezimmer hängen konnte, weil der Wasserdampf der Dusche eventuell Elways Tri-

kot verknittern könnte. Doch trotz solcher kleineren Ärgernisse war David ein wirklich gutherziger Kerl, ein fröhliches Mamakind mit welligem Haar und wunderschönen Augen, der einfach nur den Rest seines Lebens mit Lydia die Frühstückburritos teilen wollte. Sie war froh, dass er da war.

»Ich habe es nicht geschafft zu spülen«, sagte er, »aber da ist was zu essen ...«

Als David aufsaß, musste er sofort gespürt haben, dass etwas nicht in Ordnung war. Er stand auf und umfasste ihre Schultern.

»Lydia, was ist passiert? Ach, Scheiße. Hätte ich dich abholen sollen?«

»Das ist es nicht.«

»Was dann?«

Lydia fühlte sich flau. Sie lehnte sich an die Arbeitsfläche und erzählte David alles über Joey. Nur das Foto erwähnte sie nicht. Sie erzählte David fast alles – ihre bizarren Sci-fi-Träume, ihre Zukunftsängste, ihre sich immer wieder ändernden Phobien und Ängste – aber nicht von den Ruinen ihrer Kindheit. Manche Dinge waren tabu, selbst für den Mann, den sie liebte.

»Oh Babe«, sagte er. »Ich habe gedacht, dass ihr nach der Arbeit noch einen trinken wart. Ich hatte keine Ahnung. Ich hätte kommen sollen.«

David glaubte fest an Seelenfutter, daher achtete er nicht auf die Uhrzeit. Ohne zu fragen, ob Lydia überhaupt Hunger hatte, holte er einen Teller Huhn mit Artischocken aus dem Kühlschrank und erhitzte ihn in der Mikrowelle. Er stellte präzise die Zeit und die Stufe ein (03:05 Minuten, bei Aufwärmen 4). Lydia nutzte

die Gelegenheit, ins Schlafzimmer zu gehen und das Geburtstagsfoto tief unten in ihrer Sockenschublade zu verstecken. Die Mikrowelle gab gerade ein Pling von sich, als sie sich endlich den Geruch von Schokolade und Urin von den Händen abwusch.

An der Laderampe von Bright Ideas lauschte Lydia dem Piepsen eines Lastwagens, der rückwärts in die Gasse fuhr. Gestern Nacht hatte man ihr gesagt, sie solle sich die Woche freinehmen, aber jetzt lief sie hinter dem Buchladen zusammen mit den Tauben hin und her und konnte sich nicht entscheiden, ob sie gehen oder bleiben sollte. Ein lauter Presslufthammer half nicht gerade, ihre Nerven zu beruhigen, aber sie hatte sich inzwischen daran gewöhnt, genauso wie an die endlosen Gerüste mit dem flatternden Plastik, die heutzutage diesen Stadtteil verstopften. Jahrzehntlang war das ganze Viertel ein Gewirr aus wenig genutzten Bahnlinien und Überführungen, Spelunken und zwielichtigen Treffpunkten gewesen, und die einzigen Wohnungen lagen über beschissenen Kneipen, die Drinks, The Drinking Hole und A Place to Drink hießen. Selbst der Name des Viertels, Lower Downtown, schien passend, weil die Häuserblöcke den tiefsten Punkt markierten, an dem sich der Abschaum der Stadt versammelte: Leute und Penner, die in die Suppenküche gingen, Lastwagen, die die Lagerhäuser belieferten und Abfall transportierten. Das Abwasser spritzte von der Fahrbahn zum Gully zu den schäumenden dreckigen Zuflüssen des Platte River. Es fühlte sich an, wie sich eine Stadt anfühlen sollte: voll von ihrer eigenen Vergangenheit.

Aber es veränderte sich. Die Überführungen waren abgerissen, Pflastersteine geschrubbt worden, und die jahrzehntelang nicht genutzten Gebäude wurden zu Galerien und Wohnungen umgebaut. Zusammen mit einer Brauerei und ein paar Cafés war der Buchladen eines der ersten Geschäfte, die hierher gezogen waren, und über die letzten Jahre hatte er sich weiter vergrößert und belegte jetzt die untersten drei Stockwerke einer früheren Glühbirnenfabrik (daher der Name Bright Ideas und die altmodische Glühbirne auf den Eingangstüren und Lesezeichen). Das Geschäft hatte von Monat zu Monat mehr zu tun, und etwas weiter die Straße entlang entstand sogar ein Baseballplatz! Lydia fragte sich manchmal, was sie tun würde, wenn dieser Stadtteil irgendwann mit seinen verborgenen Cowboy- und Landstreichergeschichten genauso langweilig wäre wie all die anderen.

Nicht, dass sie jemals hier aufhören würde zu arbeiten. Vor sechs Jahren, als Lydia sich einen Flanellrock und eine weite Bluse angezogen hatte und zum Vorstellungsgespräch ins Bright Ideas gegangen war, wurde ihr fleckiger Lebenslauf in ihrer feuchten Hand wellig. Der Manager war ein früherer Radiologe und Countryfiedler mit einem winzigen grauen Bart, und als er Lydia zu einem Sofa in der Philosophieabteilung führte, beruhigten sich ihre Nerven. Als er ihren Lebenslauf zusammenfaltete und neben ihre Füße auf den Boden legte und sagte, dass die Bewerbungsgespräche hier nicht ganz so förmlich seien, seufzte sie tief auf, legte ihre Fingerspitzen aneinander und begann, von ihren Backpacker-Reisen (Osteuropa, Südostasien) zu erzählen,

von den Kursen, die sie am College geliebt hatte (Weltreligionen, Renaissanceliteratur), von ihren vielen kurzen Jobs (Obstbauern und Marktstände, Hotels und Tierhandlungen). Zum ersten Mal seit Langem sprach sie offen mit einem Fremden und fühlte sich nicht, als kämpfe sie sich durch einen verbalen Haiangriff. Am Ende des Vorstellungsgesprächs, in einem der entscheidendsten Augenblicke ihres Lebens, lehnte sich der Manager zurück und sagte schlicht: »Empfehlen Sie mir ein Buch.« Sie wählte einen bedeutsamen Titel – *Hundert Jahre Einsamkeit*, da ihre eigenen Jahre der Einsamkeit zu Ende gingen –, aber noch bedeutsamer war die Ruhe, die sie hinterher fühlte, als sie den riesigen Laden erforschte, Bücher herausnahm und zurückstellte, ihre neuen Kollegen beäugte.

An diesem Tag fühlte sie sich wie üblich schüchtern, vermied Blickkontakt und setzte ihr sanftes Lächeln auf, aber sie spürte sofort, dass Bright Ideas genau der Zufluchtsort war, nach dem sie gesucht hatte. Ihre Kollegen deckten die gesamte demografische Bandbreite ab, von einer achtundsechzigjährigen Ex-Nonne mit einer kühnen Schwäche für Erotisches bis zu einer siebzehnjährigen Schulversagerin, die trotz des Churchillmonokels, das über ihr linkes Auge tätowiert war, bei *Jeopardy!* für Jugendliche Zweite geworden war. Sie trugen ihre Haare in Dreadlocks und als taillenlangen Afro, oder sie hatten sie abrasiert. Manche der älteren, etwas arroganteren Linken sahen aus wie Models aus einem Sears-katalog von 1974, während andere Schnürsenkel-Krawatten und schicke Kleider und Hüte trugen, die etwas von Paris hatten. Sogar an diesem ersten

Tag wusste sie, dass die Buchhändler glücklicher waren – oder wenigstens genauer wussten, was Glück bedeutete – als die meisten, was Grund genug gewesen war, um zu bleiben.

Lydia sprang von der Laderampe und ging um die Ecke in die Gasse hinter dem Laden. Sie nahm gerade allen Mut zusammen und wollte hineingehen, überlegte eine Strategie, wie sie ihre Schicht durchstehen sollte, als hinter ihr Schritte erklangen.

»Du weißt, dass es nicht deine Schuld ist.«

Sie drehte sich um und sah Plath, die in weiten schwarzen Kleidern auf sie zukam und Zigarettenrauch in die Luft blies.

»Wirklich?«, sagte Lydia. »Ich denke schon.«

»Er wäre so oder so tot. Es ist wirklich nicht deine Schuld.«

Plath war eine Frau um die fünfzig und seit der Eröffnung im Bright Ideas dabei. Davor hatte sie ewig in anderen unabhängigen Buchläden und Bibliotheken gearbeitet. Sie war eine gutmütige Exzentrikerin und auf interessante Art schön: graues, sehr kurz geschnittenes Haar, große grüne Augen, schlanke Arme. Sie trug nie Make-up, zeigte stolz ihre Falten. Und sie brachte Lydia oft Geschenke zur Arbeit mit – überraschende Dinge wie die gruselige Puppe ohne Haare oder die Dose mit japanischen Bonbons, die nach Fleisch schmeckten. Sie wusste es zwar nicht sicher, aber Lydia vermutete, dass Plath Single war, weil sie zu eigensinnig war, um auf die Liebe hereinzufallen, und wahrscheinlich machten die meisten Männer schlapp, wenn sie über Gilded-Age-Vibratoren sprach, die ihrer

Meinung nach so wirksam waren, weil die Gefahr eines Stromschlags drohte. Lydia sah in Plath manchmal die Frau, die sie eines Tages werden könnte: fürsorglich, kreativ, zufrieden – aber unnahbar für praktisch jeden Menschen.

»Er hätte einen Weg gefunden«, sagte Plath, »mit oder ohne dich. Selbstmörder sind so hartnäckig.«

»Es ergibt einfach keinen Sinn.«

»Du warst nett zu Joey«, sagte Plath. »Es macht mich wahnsinnig, dass er dir das angetan hat.«

Lydia fühlte sich so leer und wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Und auch dem Buchladen. Wir waren sein zweites Zuhause.«

Lydia zog an einer Haarsträhne und schwieg.

»Ich meine, ich habe den Kerl geliebt, wirklich, aber verdammt, was sollte das, Joey? Jetzt kann ich mit niemandem mehr über das Bermudadreieck reden.«

»Ich bin mir sicher, dass du jemanden finden wirst«, sagte Lydia.

»Ich verstehe die Theatralik einfach nicht«, sagte Plath und zündete sich an ihrer Zigarette eine neue an. »Sich in der Geschichtsabteilung aufzuhängen? Und das bei einem Typen, der rot wurde, wenn man Hi zu ihm sagte? Außer bei dir, der süßen Lydia.« Sie streckte die Hand aus und berührte Lydias Schulter. »Ich meine es ernst, der Junge himmelte dich an. Du warst wirklich nett zu ihm.«

»Er war ein netter Kerl.«

»Ich weiß«, sagte Plath. »Aber wenn er sich das nächste Mal umbringen will, sollte er im Winter auf

Backpackertour gehen in seiner Unterwäsche. Irgendwelche Reinigungsmittel in einem Kanu trinken. Hauptsache, er hält dich raus.«

Als sie Plath' weitschweifenden Gedanken zuhörte, begriff Lydia plötzlich das Offensichtliche: Joey hatte gewollt, dass sie ihn findet.

»Und er hat nicht mal einen Abschiedsbrief hinterlassen?«, fragte Plath.

»Nein.«

»Es tut mir leid«, sagte Plath kopfschüttelnd, »aber das ist, als würde man dem Kellner kein Trinkgeld geben.«

Keinen Brief, dachte Lydia. Nur ein Geburtstagsfoto von mir.

»Wenn ich mich umbringen würde«, fuhr Plath fort, »würde ich einen Brief hinterlassen, schon allein, um noch einmal auszuteilen. Ich würde den Typen beleidigen, der mich zum Schulball begleitet hat. Würde meinen Eltern noch mal Schuldgefühle machen. Mich über den Penis meines Ex-Mannes lustig machen. Damit es richtig reinhaut, weißt du? Man hat ja schließlich nichts mehr zu verlieren.« Sie hörte auf zu plappern und drückte Lydias Unterarm. »Alles in Ordnung?«

»Mmm«.

Aber das stimmte nicht. In ihr war etwas geschehen. Ein alter, fester Knoten löste sich langsam.

»Bist du sicher?«

Ein haariges Handgelenk in einem weißen Latexhandschuh, der einen Tischlerhammer greift. Ein Tischlerhammer voller Mädchenhaare. Und Blut. Immer ...

Lydia wischte sich die Augen mit dem Pulloverärmel

ab, atmete tief ein und aus und wartete darauf, dass die Bilder verblassten. Sie brauchte keinen Therapeuten, um zu wissen, dass Joeys Selbstmord lange geschlossene Türen geöffnet hatte.

»Was hat David denn gesagt?«, fragte Plath.

»Was sagt David immer?«

»Das Richtige«, sagte Plath, »einfach unglaublich, wie wunderbar er ist. Du solltest wirklich nach Hause gehen und deiner Seele Ruhe gönnen. Verbring die Woche lesend mit David.«

»David ist mehr ein Macher als ein Leser.«

»Dann verbring die Woche im Bett mit ihm.«

»Er liest«, sagte Lydia lächelnd, »aber nicht wie verrückt. Vor allem den Sportteil und Kreuzworträtsel und Dinge für die Arbeit. Letztes Jahr hat er sich zum Geburtstag ein Programmierbuch namens *C Plus Plus* gewünscht, was auch immer das bedeutet.«

»Mein Gott, Lydia, das ist das Traurigste, was du je gesagt hast.«

»Ich fühle mich jetzt besser.«

Plath biss sich auf die Lippen und suchte in ihrer Hand die Zigarette, die nicht mehr da war.

»Hör mal«, sagte sie, »ich weiß, das hier ist gruselig, und ich will wirklich nicht noch mehr Chaos verursachen, als du im Moment bereits bewältigen musst. Aber ...«

»Aber?«

»Es war heute Morgen in der Zeitung. Der Unfall. Kein Artikel oder so, bloß eine Bildunterschrift unter einem Tatortfoto.« Plath verzog das Gesicht. »Du bist darauf.«

»Ich? Auf dem Foto?«

»Auf dem Foto. In der Bildunterschrift. Zu schade, dass du kein Aufmerksamkeitsjunkie bist. Sonst wäre das wirklich dein Tag.«

Plath wühlte in ihrer schwarzen Beuteltasche und zog eine verknitterte Zeitung heraus. Lydia erblickte ein Bild von Clinton, der auf einem Podium die Daumen hob, während Gingrich hinter ihm moserte. Plath blätterte weiter. »Siehst du? Das bist du, neben der Tür mit den Händen vorm Mund. Schau dir nur deine toten Haare an. Wie schaffst du es nur, dass sie so super aussehen, wie vom Rasenmäher zerzaust?«

»Oh, Gott«, sagte Lydia, die spürte, wie ihr vor Verlegenheit ganz warm wurde wie immer, wenn ihr Aussehen erwähnt wurde: die riesigen, braunen Augen, die immer erschrocken dreinblickten; die leicht nach vorne geneigten Schultern, die sie leicht gebeugt wirken ließen. Obwohl sie gerade erst dreißig geworden war, fielen Lydia unwillkürlich die grauen Strähnen auf und die neuen Falten um ihren Mund. Wenn sie entspannt war, sah sie wie ein stirnrunzelnder Hase aus. Sie hyperventilierte fast, weil dieses Foto so viele Menschen beim Frühstück in der Zeitung gesehen hatten. Wer alles hatte es gesehen? Wer alles hatte sie erkannt?

»Da ist der Krankenwagen«, sagte Plath und zeigte auf die Seite, »und die Trage und der arme Joey in seinem Leichensack. Warum müssen die Säcke für Leichen überhaupt schwarz sein? Kein Wunder, dass alle Angst vorm Tod haben. Warum nicht petrol? Ach, und hast du gesehen, wie sie Joey in der Bildunterschrift nennen? *Unbekannter Mann.*«

Lydia seufzte und schaute zum Bürgersteig, wo ein paar Typen einen Einkaufswagen an einem Laternenpfahl anschlossen.

»Wie traurig, so an Joey zu denken«, fuhr Plath fort, »unbekannter Mann.«

»Da sind sie alle«, sagte Lydia und ging zum großen, rot gerahmten Fenster hinten im Buchladen. Da waren sie, dabei war es noch nicht mal zwölf Uhr – eine ganze Welt voller unbekannter Männer: die Bücherfrösche.

Während ihrer ersten Woche bei Bright Ideas war Lydia aufgefallen, dass nicht alle Kunden tatsächlich Kunden waren, und eine ganz eigene Kategorie verlorener Männer entstand in ihrem Kopf. Sie waren meistens arbeitslos, meistens allein und – wie Joey – verbrachten so viel Zeit zwischen den Regalen wie die Buchhändler, die dort arbeiteten. Sie dösten in den Sesseln und flüsterten in den Ecken und spielten im Café miteinander Schach. Selbst diejenigen, die gar nicht lasen, hatten immer Bücherstapel wie eine Festung gegen die Horden von Ignoranten um sich herum aufgebaut. Wie sie so stundenlang zurückgezogen in einer Ecke saßen, mönchisch und verletztlich aussehend, musste sie an Jeremias Quaddel denken, den eleganten Frosch von Beatrix Potter, der oft als Zeitungsleser dargestellt wurde, seine schlaksigen Beine in der Luft. Sie waren wie rundliche und schöne Frösche, die sich auf die verschiedenen Abteilungen des Ladens verteilten und sich von Gedichten und Crackern ernährten.

»Was machen wir denn nur mit dir?«, sagte Plath und legte sanft ihren Arm um Lydia.

Lydia lehnte sich an sie. »Ich wünschte, ich wüsste es.«

In früheren Leben waren viele der Bücherfrösche vielleicht Professoren oder Schriftsteller gewesen, aber heute verbrachten sie ihre Tage damit, sich Sorgen über Barcodes auf Zahnpasta zu machen und Verschwörungstheorien über J. D. Salinger auszutauschen. Frühmorgens, wenn der Laden öffnete, kamen immer ein paar von ihnen herein, um die Teilchen vom Vortag zu essen und ihre Fastfoodbecher mit Milch vom Cafétresen zu füllen. Für Unerfahrene wirkten viele Bücherfrösche heruntergekommen oder obdachlos, aber für das geübte Auge war klar, dass sie die Welt, ihre Kostüme und Regeln, zugunsten von Papier und Wörtern aufgegeben hatten. Lydia empfand eine Zärtlichkeit für sie, die schon an Naivität grenzte, besonders bei den wenigen gesprächigen, mit denen man interessante Unterhaltungen führen konnte (obwohl diese Gespräche tatsächlich sehr einseitig waren wie immer mit Lydia). Ein paar der Bücherfrösche hielten so weitschweifige, erhellende Literaturlektionen wie ihre ehemaligen Professoren in San Francisco, wo sie einen Abschluss in Englisch gemacht hatte. Ein paar andere wie der, der immer wieder mit einem Pümpel aus den Toilettenkabinen gesprungen war, wurden monatelang aus dem Laden verbannt. Aber die meisten waren ruhig und gutmütig, dankbar, dass sie lesen und, am wichtigsten, ihre Einsamkeit draußen lassen konnten.

Lydia fragte sich manchmal, ob sie wohl ohne sie geblieben wäre.

»Hast du Lyle heute schon gesehen?«, fragte Plath,

legte die Hände um die Augen und schaute durchs Fenster. »Es muss für ihn schwer zu ertragen sein. Wie ging es ihm gestern Nacht?«

Lydia zog die Zeitung unter Plath' Arm heraus und schaute sich das Foto genauer an: Joeys Leiche, in Dunkelheit eingepackt, die aus dem Laden gerollt wurde, seine Bahre umgeben von Gaffern und Polizisten. Sie entdeckte sich und ein paar ihrer Kollegen, aber Lyle war nirgendwo zu sehen.

»Lyle war nicht hier«, sagte sie.

»Lyle ist *immer* hier.«

»Gestern Abend nicht.«

Lyle und Joey, Joey und Lyle: Die beiden Bücherfrösche hingen aneinander wie zwei Matrjoschkapuppen. Obwohl Lyle sicherlich über sechzig war, hatte er Joey vor Jahren unter seine Fittiche genommen, zunächst in der Rolle eines Bücherfrosch-Menschenfreundes, eines Gönners mit Geld, der Joeys Bibliophilie unterstützte, und später als wahrer Freund. Es war Lyle, der darauf achtete, dass Joey jeden Tag aß, seine Pflichten in der Wohngruppe erledigte und zu seinen Urintests und Bewährungstreffen erschien, aber vor allem machte Lyle den Jungen mit allen wichtigen Autoren bekannt, die sein Innenleben erweiterten. Sie waren ein merkwürdiges Paar: Joey nervös und verwahrlost wie ein trauriger, verängstigter Welp, Lyle groß und brav wie ein nachlässiger britischer Schuljunge. Wenn das Paar durch den Laden schlurfte, dachte Lydia oft an all ihre kultigen Vorgänger: Ernie und Bert, Laurel und Hardy, Steinbecks George und Lennie. Sie schlugen die Bücher auf, berührten einander an den Ellbogen, nick-

ten klug über langsam abkühlendem Tee. Nur selten hatte Lydia eine solche Zuneigung zwischen erwachsenen Männern erlebt. Soweit sie es sagen konnte, war Lyle der einzige Mensch, sie eventuell ausgenommen, dem Joey sich öffnete, den Joey vielleicht liebte. Ohne Joey wäre Lyle am Boden zerstört gewesen, wurde ihr jetzt bewusst.

Plath schmiss ihre Zigarette in eine Kaffeedose und steckte sich ein Pfefferminzbonbon in den Mund.

»Hör auf«, sagte sie.

»Womit?«, fragte Lydia.

»Dir einen Kopf wegen Lyle zu machen. Seine Abwesenheit ist nicht dein Problem.«

»Sagst du.«

»Hör mal, ich muss rein, aber versprich mir, dass du dich heute von traurigen Männern fernhältst. Nur dieses eine Mal. Bleib verdammt noch mal weg.«

»Versprochen.«

Plath strich mit ihrer nach Rauch riechenden Hand durch Lydias dünnen Pony. Dann ging sie zu ihren Kollegen, den Buchhändlern, die mit Stiften hinterm Ohr durch den Laden flitzten. Lydia beobachtete sie, wie sie zwischen klingelnden Telefonen und Computern davoneilte, und versuchte vergeblich, nicht mehr an das Schreckgespenst der unbekanntenen Männer zu denken.

Kapitel 3

Nach der Arbeit holte Lydia ihre Jacke und ihre Tasche aus dem Pausenraum. Als sie in ihr Regalfach griff, fand sie neben ihrem traurigen, kleinen Gehaltsscheck eine Postkarte mit Wellenrand vom Pikes Peak. *Howdy from Colorful Colorado!* stand in einer roten Flagge über dem massiven grauen Berg und darunter: *Der beliebteste Berg in Nordamerika!*

Die Postkarte war an sie adressiert, kein Familienname, nur *clo Bright Ideas Bookstore*, und mit dickem schwarzem Kugelschreiber hatte jemand geschrieben:

*moberg hier.
falls Sie irgendwann mehr wissen wollen.*

Das war alles, außer dem Flaggenstempel und dem roten Poststempel, der zwar verschmiert, aber lesbar war: Sie war in der Stadt Murphy, Colorado, abgeschickt worden. Von Moberg selbst an sie geschickt. Detective Harry Moberg. Pensioniert. Tötungsdelikte.

Anscheinend hatte Moberg letzte Woche ihr Bild in der Zeitung erkannt, damit wurden ihre schlimmsten Ängste wahr. Ohne ihre Zustimmung hatte die Veröffentlichung dieses Fotos ein Portal für Reisende aus ihrer Vergangenheit geöffnet. Sie stützte sich ans Regal. Sie war nicht bereit, sie hereinzulassen.

Die Postkarte machte ihr Angst, denn sie bestätigte ihr, dass Detective Moberg immer noch lebte, immer noch abgeschieden in derselben verschneiten Hütte wohnte, wo sie ihn vor zwanzig Jahren das letzte Mal besucht hatte. Und wahrscheinlich versuchte er immer noch, den Hammermann aufzuspüren.

Wir werden ihn finden, aber wir brauchen deine Hilfe. Verstehst du? Erzähl mir also noch einmal ganz genau, was du gehört hast. Jedes Geräusch, an das du dich erinnerst, bis dein Daddy endlich kam. Lydia, kannst du das für mich tun? Stell dir vor, unter dem Waschbecken.

falls Sie mehr wissen wollen

Sie schnallte ihre Tasche um und stopfte die Postkarte hinein.

Sie wollte nichts mehr von dieser Nacht wissen. Sie wollte sehr, sehr viel weniger.

Als Lydia nach der Arbeit ihre Wohnung in Capitol Hill betrat, waren die Vorhänge zugezogen. Das einzige Licht kam von zwei leuchtenden Monitoren, die nebeneinander auf dem kleinen Schreibtisch in der Wohnzimmerecke standen. Der Beistelltisch war zur Seite geschoben, und David verbog sich auf dem Teppich, er trug seine Pyjamahose, aber kein Hemd. Ein spiralgebundenes Yogabuch lag offen auf dem Boden. Er lächelte sie an.

»Hallo«, sagte er. Als er sich wieder dem Teppich näherte, klebte auf einmal ein Stofffussel an seinen Lippen, und er spuckte ihn aus.

Lydia war froh, ihn zu sehen, und sogar noch froher, dass er etwas zu tun hatte.

Nach ein paar Jahren mit schlechten Jobs in Supermärkten und Telefonbanken hatte David letzten Winter eine Stelle als IT-Angestellter bekommen bei einer Firma, die Lehrpläne entwickelte. Er verbrachte seine Tage in einem fensterlosen Büro, umgeben von Programmierern und Gamern. Zuerst hatte er sich Sorgen gemacht, dass fünfzig Stunden pro Woche an einem Schreibtisch vor einem Bildschirm ihn in eine Drohne mit blutigen Augen verwandeln würden. Aber schnell gefiel seiner Bastlerseele die Vorstellung, bezahlt zu werden, um Probleme zu lösen, und in einem rebellischen Akt gegen seine Kollegen, die sich nur von Chips und Mountain Dew ernährten, machte er beherzt jeden Tag Sport – deswegen das Yoga heute Abend.

»Nur noch eine Minute.«

»Lass dir Zeit«, sagte sie und stellte ihre Tüte mit Lebensmitteln auf den Küchenboden. Sie ging ins Schlafzimmer, ein heller Würfel aus Fenstern, so eng von Blaufichten umstanden, dass man sich wie in einem Baumhaus fühlte. Ihre Wohnung lag im zweiten Stock eines umgebauten Foursquare-Hauses, und Details wie dieses – von der Miete von dreihundert Dollar ganz zu schweigen – hielt sie in diesem Viertel, anstatt in irgendeine Wohnanlage mit Buslinien in die Skigebiete und Mixgetränken am Pool zu ziehen.

Lydia öffnete die Sockenschublade. Als sie die Postkarte ganz hinten hineinlegte, hinter die Sommersocken und den kratzigen Body, den sie nie trug, berührten ihre Finger das Geburtstagsfoto.

Vor fünf Jahren hatte David Lydia überrascht, als er in einer Bar am Broadway neben ihr saß, über ihre Schulter nach einer Serviette, einem Zahnstocher und einer Olive griff, bevor er endlich den Mut aufbrachte, sie zu fragen, ob sie mit ihm Billard spielen wolle. Sein Interesse an ihr schien unlogisch: David war wahrscheinlich der bestaussehende Typ in der Bar – durchtrainierter Körper, gerötete Wangen, verschmitztes Lächeln. Obwohl Lydia abgeschnittene Jeans und Sandalen und ein schwarzes Bikini-Kill-T-Shirt trug und sich deshalb etwas wohler in ihrer Haut fühlte als üblich, war sie sternhagelvoll von schlechten Gin Tonics und hatte schon dreißig Zigaretten geraucht. Sie lehnte an Plath' Schulter und hatte das Gefühl, als sei sie von einem Heuwagen gefallen. Sie war schüchtern und sehr misstrauisch und dachte, er würde sie nur anmachen, weil er eine fiese Barwette laufen hatte. Aber als sie mit ihm zum Billardtisch ging, bemerkte sie, dass sein Gang eher unsicher wirkte und der Schnürsenkel an einem Turnschuh grau und zerschlissen war. Ihr Misstrauen verflog zusehends, als er sich über den grünen Filz des Billardtischs lehnte und sie in einem Augenblick, der ihre Oberschenkel wärmte, bemerkte, dass seine rechte Hand übel zugerichtet war und ihm mehrere Finger fehlten. Er hatte noch den Daumen und den größten Teil des Zeigefingers, aber ansonsten war da nur ein Trio knubbeliger, kleiner Stümpfe.

Ein paar Stunden später, während sie beim Sonnenaufgang betrunken Omeletts aßen, erfuhr sie, dass David in der Highschool ein *ingeschworener Mathleth* – seine Worte – gewesen war. Eines Abends bei einer

Party hatte er versehentlich ein Schnapsglas in den Abfallzerkleinerer fallen lassen. Er wollte es herausfischen und berührte die Klängen, als er auf den Lichtschalter über dem Spülbecken drückte, um besser sehen zu können. Bloß war es nicht der Lichtschalter.

»Meine Mom meinte, dadurch sei ich netter geworden«, sagte er.

»Dann hast du wohl den richtigen Schalter benutzt«, sagte Lydia.

Während der ersten Monate fiel ihr auf, dass praktisch jede Frau unter vierzig David ansah, als wäre er ein Leckerli. Die Gafferinnen hielten Lydia für seine Schwester, seine Trinkkumpanin, das Mädchen, das ihn in einem Rülpswettbewerb schlagen könnte – bis ihr Blick auf seine halbe Hand fiel. Sie konnte es in ihren funkelnden Augen erkennen: *Hält er etwas fest? Eine rohe Hühnerbrust? Brotteig?* In ihren schlimmsten Augenblicken fragte Lydia sich unwillkürlich, ob womöglich seine Hand sie verkuppelt hatte.

Aber das war ganz am Anfang, und wenn es tatsächlich bloß Davids Hand gewesen wäre, die sie zusammenhielt, wäre ihre Beziehung schon lange vorbei. Wie Plath einmal gelallt hatte: »Drei fehlende Finger ergeben nicht fünf Jahre.« Lydia stimmte zu, sie und David hatten etwas Besonderes. Sie wusste bloß nicht, was und ob sie damit klarkam.

Lydia hatte kein natürliches Talent im Umgang mit Jungs. Wenn früher die Jungs sie, als sie in der Berghütte ihres Vaters in Rio Vista lebte, zum Tanz oder einer Spazierfahrt einluden, zitterte sie und behauptete, ihr Vater sei streng bis hin zur Gewalttätigkeit. Das war

nur die halbe Wahrheit – streng, ja; gewalttätig, nein –, aber die Jungs zogen sich immer langsam zurück und hielten sich an die Mädchen aus dem Ort, die all ihre Witze verstanden und ihre Eltern aus der Kirche kannten. Das war für Lydia in Ordnung. Abgesehen von einer einzigen halluzinogenen Nacht, in der sie ihre Jungfräulichkeit auf einem Picknicktisch an einen Metalhead verloren hatte, beschützte sie der Ruf, unberührbar zu sein, bis zum Ende der Highschool. Nachdem sie sich geschworen hatte, so weit wie möglich das Leben mit ihrem Vater hinter sich zu lassen, und aus Rio Vista geflohen und nach San Francisco gezogen war, schlug sie genau die entgegengesetzte Richtung ein, schlief zunächst unbekümmert mit Fremden und hatte dann ein paar wenige Beziehungen, von denen keine länger als einen Monat hielt. Lydia hatte die kurze Periode des Bettenhüpfens genossen, aber das Problem war bei jedem Mann dasselbe. Nachdem er sie in der Einkaufsschlange, dem Kurs über viktorianische Literatur, dem Tacoladen kennengelernt hatte, merkte jeder von ihnen unweigerlich, dass ihre Rüstung, hinter der sie sich versteckte, undurchdringlich war, egal, wie wagemutig sich ihre Versuche gestalteten. Auf unterschiedliche Art wollten sie alle den Raum mit ihr teilen, der am meisten ihr gehörte, aber das war unmöglich. Sie war die Einzige, die eine Erlaubnis hatte, sich dort aufzuhalten.

Doch David war von Anfang an anders gewesen. Das erste Mal, als sie eine Nacht in seiner Wohnung verbracht hatte, war sie allein im Bett aufgewacht und hatte gerochen, dass etwas im Zimmer nebenan kochte

(anbrannte?). Vermutlich briet er Eier oder machte arme Ritter, aber als sie in das T-Shirt schlüpfte, das zusammengeknüllt auf dem Boden lag, und in die Küche ging, stellte sie fest, dass er gar nicht kochte, sondern auf der Arbeitsfläche ein Paar Ski wachste. Sie ging wieder ins Schlafzimmer, um sich anzuziehen, und stolperte fast über einen auseinandergenommenen Videorekorder – so ein riesiger mit großen Knöpfen und Pseudoholzverkleidung –, der an ein Armeemegaphon gekoppelt war, über eine Stroboskoplampe aus einem Souvenirladen und den Röhrenbildschirm eines alten Schwarz-Weiß-Fernsehers. Daneben stand ein Stapel VHS-Kassetten (*Flora und Fauna der Rocky Mountains; Arbeitsstrategien für Ersthelfer*). Sie vermutete, dass das alles etwas mit einem Rave zu tun hatte – irgendein Energydrink-Elektronikvideoprojekt –, doch als sie David fragte, sagte er, er wüsste es nicht.

»Nur eine Bastelei«, meinte er.

»Kann es irgendwas?«

»Noch nicht. Vielleicht nie. Egal.«

Egal. Sie lächelte. Das Gerät verschwand, aber es stellte den Beweis dar, dass er sich leicht zerstreuen konnte, was rückblickend der Grund dafür war, warum ihre Beziehung funktionierte. Seine Zahnbürste tauchte bald im Einmachglas auf ihrer Waschbeckenseite auf; seine Tüten mit Sellerie und Hüttenkäsepackungen standen bald neben ihrem Traubensaft und Kirschjoghurt, und David schien die ganze Zeit Besseres zu tun zu haben, als sich obsessiv um Lydias geheimes, inneres Leben zu kümmern.

In der Küche trank Lydia ein Glas Wasser, machte Tee und räumte den Einkauf weg.

Bald kam David herein, ohne Hemd, barfuß mit diesem dämlichen Tattoo eines Schweinekoteletts unterhalb der Rippen, das er sich bei einem Highschoolausflug nach Mexiko hatte stechen lassen. Lydia hatte bereits ein Schneidbrett und eine Zwiebel herausgeholt und schnitt sie gerade durch, als er ihr von hinten einen Kuss gab.

»Du bist glücklich«, sagte sie.

»Ich habe ein Semikolon im Programm gefunden, wo ein Doppelpunkt hätte stehen müssen.«

»Ist das gut?«

»Sehr gut«, sagte er. »Tausende Zeilen tief. Der Boss hat mich ungeschickt abgeklatscht. Es war großartig.«

Sie betrachtete ihn, um herauszufinden, ob er es ironisch meinte, tat er aber nicht.

»Ich habe unserer Abteilung gerade eine Woche Kopfschmerzen erspart«, fügte er hinzu und wühlte in einem Obstkorb. »Was ist mit dir? Lief's heute besser auf der Arbeit?«

Diese Frage hatte David ihr letzte Woche jeden Tag gestellt, seit Joey. Was der Junge getan hatte, ergab immer noch keinen Sinn, fand sie. Vor ein paar Tagen hatte sie beim Leeren des Papierkorbs an der vorderen Kasse ein zerknittertes Stück gelbes Polizeiabsperrband gefunden, das jemand wie eine Kasette mit Bandsalat in den Müll geworfen hatte, und sie hatte es lange angestarrt, unfähig wegzusehen, als würden diese geschwungenen Kurven erklären, warum der junge, intelligente, angeknackste Joey auf die Regale geklettert



Matthew Sullivan

Der Tod kommt nach Mitternacht

Kriminalroman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48413-3

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2018

Der Tod kam in der Nacht, und nur die zehnjährige Lydia überlebte das Blutbad. Nun ist Lydia eine junge Frau, ihre Welt die kleine Buchhandlung, in der sie arbeitet. Als sich dort ein Stammkunde das Leben nimmt, erbt Lydia zu ihrer Überraschung dessen spärliche Hinterlassenschaften. Eine Überraschung, die dem Entsetzen weicht, als sie darunter nicht nur ein Kinderfoto von sich findet, sondern auch eine Reihe von Büchern, in deren zerschnittenen Seiten Hinweise versteckt sind. – Eine Spur tödlicher Verzweigung, die Lydia an den dunkelsten Punkt ihrer eigenen Vergangenheit führt ...



[Der Titel im Katalog](#)